Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 9 (1933-1934)
Heft: 10

Artikel: Die Geschichte mit dem Regulator
Autor: Zaugg, Richard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066005

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE GESCHICHTE mit dem Regulator

Von Richard Zaugg

Jean Lioba, Privatdozent der Philosophie an der Universität Zürich, hatte die Absicht, eine „Philosophie des wohlbegründeten Zufalls" zu schreiben. Er kommt damit nicht recht vorwärts, weil er von wirtschaftlichen und Liebesnöten bedrängt wird.

Paganovitsch, der Russe, gehörte zu seinen wenigen Hörern, ist ihm aber ebenso untreu geworden wie

Frau Rappold, Frau des Bankdirektors Rappold, Mutter von

Miggi Rappold, Studentin und Freundin des verbummelten Studenten

Josef Berkel, der eine mütterliche Geliebte in der Kellnerin des „Harnisch" gefunden hat, in dem Lioba verkehrte, seit er versucht hatte, hinter die Schliche Berkels zu kommen, durch den er Miggi Rappold und seine Liebe zu ihr gefährdet sah.

Frau Schüepp, Liobas Pensionsmutter, hatte aus einem heimlich und nur halb gelesenen Dokument geschlussfolgert, dass Jean Lioba Vater sei, indessen er nur Vormund eines unehelichen Kindes der

Margrit Winkler geworden war, die sich inzwischen einen Mann und ihrem Kind einen Vater gesucht hatte. Ihre Entdeckung hatte Frau Schüepp in ihrer Geschwätzigkeit an

Fräulein Ravussin, Liobas Tante, weitergeleitet, die sie in ihrem Kummer ihrerseits der ihr befreundeten Frau Rappold mitgeteilt hatte.

Eine dritte Hypothek ist nicht alles auf der Welt. Das wusste auch Jean Lioba. Aber dass das Heimetli, auf welches seine dritte Hypothek lautete, überschuldet war, wusste er nicht. Sein Vater hatte im Jahre 1918 dem Landwirt Zindel die Hypothek aus Dankbarkeit für die schönen Ankenbälleli, währschaften Schinken und ähnlichen Leckerbissen gewährt, mit welchen ihn dieser während der Kriegsjahre versah. Daran erinnerte er sich. Dann war der Schuldbrief an Lioba übergegangen. Wie wäre er dazu gekommen, sich über die Güte gerade dieser Kapitalanlage Gedanken zu machen, solang der Zins regelmässig einging? Die Mitteilung seiner Bank, dass der Schuldner Zindel die Zahlungen eingestellt habe und die fünfundzwanzig Tausend Franken als verloren betrachtet werden müssten, da das Heimwesen weit über den Wert belastet sei, fand ihn deshalb völlig unvorbereitet. Der Schlag traf ihn besonders hart, weil er eben erst den Mut zu einem neuen, vielverheissenden Anlauf zur Vollendung seines Werkes «Die Philosophie des wohlbegründeten Zufalls» gefunden hatte. Lioba sah sich in einen Seelenzustand versetzt, der die Fortführung seiner philosophischen Attacke schlechterdings ausschloss. Er machte sich hinter das Wertschriftenbuch, um festzustellen, was ihm nach diesem neuen Verlust verblieb. Schade, dass er von den 7prozentigen Obligationen Marokkanische Eisenbahn 1926 nicht mehr besass. Sie standen auf 103. Da hatte ihn die Bank seiner Zeit gut beraten. Das gleiche liess sich leider von den 6prozentigen Anleihen der Republik Chile 1929 nicht sagen. Zins warfen sie schon lang keinen mehr ab, und verkaufen konnte er sie nur mit einem Verlust von 85 %. Es war entsetzlich, aber wahr: die Substanz seines Vermögens war auf 10 Stück 5prozentige eidgenössische Staatsanleihe 1925 und 10 Stück SBB 5. Elektrifikationsanleihe zusammengeschmolzen, ein Titelbestand, der einem Wert von rund zwanzig Tausend Franken entsprach. Das hiess, dass sein jährliches Einkommen (die Einkünfte als Privatdozent mitberechnet) rund

zwölfhundert Franken betrug. Mit andern Worten: er stand vor dem Ruin. Wirklich? Lioba riss sich zusammen. Durfte ein junger Mann, der immer noch über ein jederzeit realisierbares Guthaben von zwanzig Tausend Franken verfügte, heute, wo Tausende das Allernötigste entbehren, verzweifeln? Für einen satten Bürger, einen müden Parasiten konnte das in Frage kommen, für ihn, den Philosophen, nie. Wer weiss, vielleicht schlug der Verlust seines Vermögens noch zu seinem Vorteil aus, erweckte Kräfte in ihm, die er selbst nicht ahnte. Die zwanzigtausend Franken in heimatlichen Papieren tastete er um keinen Preis an. Sie bildeten die eiserne Reserve. Der Erlös aus den marokkanischen und den chilenischen Titeln genügte, um die 2, 3 Monate leben zu können, die er zum Abschluss seines Buches brauchte. Was dann kam, musste die Zukunft lehren.

Das Mittagessen hatte Lioba verpasst. Er bereute es nicht. Er empfand keinen Appetit. Die Forderung des Augenblicks hiess den philosophischen Faden, den der Bankbrief zerrissen hatte, möglichst ohne Zeitverlust wiederzufinden. Das Beste schien ihm, im alkoholfreien Restaurant « Zur Eiche » rasch einen Tee zu trinken. Eine Zitronen-Glace wäre der Bruthitze angepasster. Aber vielleicht führte diese Gaststätte, die der Volkswohlfahrt, nicht dem Sinneskitzel diente, überhaupt keine Glacen. Ganz recht, Tee ist billiger und für den Durst – wie man allgemein hört – ebenso gut. Unter den herabgelassenen Storen der Terrasse war die Luft erträglich kühl, wahrscheinlich kühler als drinnen, nur er konnte sich nicht zu allen diesen Damen setzen. Er drang in das Lokal vor. Obschon alle Fenster weit offen standen, hatten die Düfte der zweihundert eben erst abservierten Mittagessen noch keine Zeit gefunden, sich zu verflüchtigen; aber dafür war das Lokal so menschenleer, als er es nur wünschen konnte. Die Servertöchter schienen ganz unter sich zu sein. Ein einziger Gast sass in der entferntesten Ecke. Unglücklicherweise kannte er diesen einzigen, und der einzige hatte, wie sein irres Lächeln verriet, auch schon Lioba erkannt. Paganovitsch! Ein Privatdozent ist nicht in der Lage, seine Hörer, selbst wenn es sich nur um Ehemalige handelt, zu schneiden. Lioba setzte sich dem wahnsinnigen Russen gegenüber. Er hätte nur eine Frage an Paganovitsch zu richten gehabt, deren Antwort ihn ehrlich interessierte, die, warum er eigentlich seit zwei Semestern seinen Vorlesungen fernbleibe. Aber gerade diese Frage wagte er nicht zu stellen. Auch der Russe schien in schweigsamer Laune. Er beschränkte sich auf sein überlegenes Grinsen. Lioba sah Paganovitsch zum erstenmal aus dieser Nähe. Der graue Kopf schien ihm noch kahler und eingefallener als früher. Er wunderte sich über die Talgmenge, die eine einzige menschliche Schädeldecke zu produzieren vermag. Die Ärmel der schwarzen Repsjoppe waren an den Ellbogen durchgerieben. Dieser Russe schien ausser der allgemeinen wirtschaftlichen Krise seelisch und materiell noch von einer privaten Depression heimgesucht zu sein. Er trug trotz der Hitze einen hohen Stehkragen und ein weisses Hemd, das beim Kragen geschlossen, aber auf der Brust offen stand und Lioba einen unerwünschten Einblick auf einen baufälligen, unwahrscheinlich blassen Brustkasten gewährte, den die paar geringelten schwarzen Härchen nicht angenehmer gestalteten. Jean Lioba hatte seinerzeit als Unteroffizier der Schweizerischen Armee wenig von dem Eifer gehalten, mit dem gewisse Vorgesetzte auf geschlossene Knöpfe drangen. Jetzt sah er ein, dass es Knöpfe gibt, die im Interesse der Allgemeinheit geschlossen gehalten werden sollten. Er schlug die Augen verschämt nieder, nur um sie erschreckt gleich wieder zu erheben. Man kann über das Ausmass der Pflege der Fingernägel in guten Treuen verschiedener Meinung sein. Auch für die Gewohnheit, die Fingernägel zu kauen, gibt es psychologische Erklärungen, die diesen Brauch milder beurteilen lassen. Aber es gibt Grenzen. Die Nägel

des Herrn Paganovitsch waren fast bis auf die Wurzeln abgenagt und das Fleisch gerötet und entzündet. Lioba atmete befreit auf, als sein Gegenüber selbst die Unterhaltung aufnahm.

« Ich könnte mir die Haare ausraufen, wenn ich daran denke, in welche Sackgasse die russische Aussenpolitik geraten ist. Grotesk, wie Zufälligkeiten die Weltgeschichte gestalten. Hätte ich damals meinen Koffer nicht vergessen gehabt, oder wäre der plombierte Zug nur eine Minute später abgefahren, so wäre es nie zu diesem Skandal gekommen. Dafür bürge ich, Paganovitsch. Aber natürlich, wer in dem entscheidenden Moment den Koffer vergisst, hat sich die Folgen selbst zuzuschreiben. Ich klage niemanden an, ich stelle nur fest, wenn ich in jenem Zuge mitgefahren wäre, würde Russland heute anders dastehen. Stellen Sie sich vor, Genosse Litwinow bemüht sich um den Eintritt in den Völkerbund! Wo bleibt da die Linie? Das ist offener Verrat an der Sache der Weltrevolution. Sobald ich von der Sache hörte, schickte ich an den Genossen Litwinow ein Memorandum nach Genf. Für einen Mann wie mich, keine Kleinigkeit. Meine eigene Maschine ist schon längst verkauft. Aber es gibt da an der Schützengasse einen Schreibsalon, in dem man stundenweise selbst tippen kann. Ich habe die Kosten nicht gescheut. »

Herr Paganovitsch griff nach der schwarzen Mappe, die neben ihm lag, entnahm seinem Portemonnaie einen Schlüssel und öffnete die Mappe. Er zog ein mehrseitiges Dokument in Folioformat hervor und schob es Lioba erregt zu. Aber als dieser das Schriftstück entgegennehmen wollte, entriss er es ihm sofort wieder und verschloss es wieder in seiner Mappe.

« Entschuldigen Sie », sagte Herr Paganovitsch, « ich vergass, dass wir politisch nicht auf dem gleichen Boden stehen. Es handelt sich natürlich um ein streng vertrauliches Dokument. Aber das darf ich Ihnen sagen, jeder Satz ist belegt, ideologisch und dialektisch ein Meisterstück. Ich habe die Denkschrift eigenhändig, express und chargiert, für den Genfer Nachtzug auf die Sihlpost gebracht, mein Hemd gewaschen und die Koffer gepackt. Ich dachte mir, der Genosse hat vielleicht Fragen zu stellen. Ich war vorbereitet. Glauben Sie mir, Paganovitsch wäre keine Antwort schuldig geblieben. Aber Genosse Litwinow ist mit keiner Zeile auf mein Schriftstück zurückgekommen. Nicht einmal eine Postkarte hat er mir geschickt, und dabei bin ich mit seinem eigenen Vetter zwei Jahre in Sibirien gewesen. Aber Genosse Litwinow hat nicht das letzte Wort. Beim nächsten plombierten Zug bin ich dabei, ob mit, ob ohne Koffer. »

Diese Aussicht schien Paganovitsch mit dem Schicksal zu versöhnen. Sein leidenschaftlich verzerrtes Gesicht löste sich wieder in das gewohnte Grinsen.

« Worüber lesen Sie eigentlich dieses Semester, Herr Doktor? »

Aber bevor Lioba antworten konnte, fuhr er selbst fort.

« Sie müssen für die nächsten Semester auf mich als Hörer verzichten. Ich bin daran, ein eigenes philosophisches System herauszuarbeiten, und da darf ich mich von fremden Gedanken nicht ablenken lassen. »

« Wie heisst Ihr Werk? »

Das Grinsen wurde teuflischer.

« Die Philosophie des wohlbegründeten Zufalls », antwortete Paganovitsch.

Lioba packte den Russen so heftig am Repsärmel, dass dieser mit einem Schrei zurückfuhr.

« Wie, sagen Sie, heisst Ihr Werk? »

« ‚Die Philosophie des wohlbegründeten Zufalls', nicht wahr, da sperren Sie die Augen auf! » kicherte Paganovitsch. « ‚Wohlbegründet' und ‚Zufall', zwei logische Begriffe, die sich auszuschliessen scheinen, s c h e i n e n, betone ich, denn in der Aufhebung dieses scheinbaren Gegensatzes liegt der Hund begraben. »

Die verlorene Hypothek hatte Lioba nur für Stunden aus dem Gleichgewicht gebracht, aber die Entdeckung, dass die-

ser wahnsinnige Russe ebenfalls auf den Gedanken gekommen war, eine Philosophie des wohlbegründeten Zufalls zu schreiben, erschütterte ihn. War dieser Zufall, wenn es ein Zufall war, nicht wohlbegründet, zu wohl begründet? Er wusste zwar, dass alle wirklich grossen Entdeckungen gleichsam als reife Früchte am Baume der Erkenntnis in der Luft hangen und meistens gleichzeitig an verschiedenen Orten, von verschiedenen Leuten gemacht werden. War es bei der Dampfmaschine nicht so gewesen, beim Automobil, beim Flugzeug, bei der Elektrizität? Aber Lioba fand in dieser Einsicht keinen Trost für die Tatsache, dass ein notorisch Geisteskranker auf den gleichen Gedanken gekommen war wie er. Die Sache blieb verdächtig. Er verabschiedete sich kurz, um der Angelegenheit im « Harnisch » geistig näherzutreten.

« Da liegt der Hund begraben », rief ihm Paganovitsch nach.

* * *

Wo die Zürcher Unterwelt an heissen Juninachmittagen ihr Standquartier aufschlägt, ob sie im Strandbad neue Wege zu Kraft und Schönheit sucht oder im Schlummer die kühlern Abendstunden erwartet, wie der Wirt des « Harnisch », bleibe dahingestellt. Auf alle Fälle fand Lioba die Serviertochter allein. Klara liess sich in ihrer Beschäftigung nicht stören. Sie warf Lioba zwar einen freundlichen Blick zu, aber fuhr fort, den Sokken zu stopfen, den sie behutsam in den Händen hielt. Er setzte sich zu ihr und bewunderte schweigend die mütterliche Sorgfalt, mit der das alternde Mädchen der heikeln Arbeit oblag. Drei Paar geflickte Socken zeugten davon, dass Klara schon seit geraumer Zeit am Werke war, und ein Körbchen, das eine ganze Kollektion weiterer Socken barg, verriet, dass sie damit rechnete, noch mehrere Stunden für ihre geruhsame Tätigkeit vor sich zu haben. Die Socken waren von sehr verschiedener Qualität, solche von reiner und schwerer Seide lagen unter andern von billigster Baumwolle und verwaschenen Dessins. Aber ein gemeinsames Merkmal wies auf den gleichen Träger hin. Die Löcher an den Fersen und an der grossen Zehe wirkten wie ausgebrannt und waren so gross, dass selbst ein unkundiges Auge den Eindruck bekam, dass der Besitzer dieser Kleidungsstücke dazu neigte, seine Socken eine Woche länger zu tragen als es, vor allem im Sommer, üblich und angebracht ist. Lioba empfand die Schweigsamkeit des Mädchens zunächst als Wohltat. Er hatte genug und übergenug mit seinen eigenen Gedanken zu tun. Aber schliesslich fiel es ihm doch auf, dass Klara so gar nichts sagte, und als er bemerkte, dass sich in den niedergeschlagenen Augen eine Träne sammelte, vergass er seine Sorgen, und er betrachtete das Mädchen aufmerksamer. Klara sah übernächtigter aus als gewöhnlich und das sonst stets auf Abwehr eingestellte Gesicht weicher, aber auch verlorener. Lioba hätte sich gern nach dem Grund ihres Kummers erkundigt, nur wagte er es nicht recht; so begnügte er sich damit, sie zu fragen, für wen sie diese Socken stopfe.

« Für Berkel », antwortete sie. Und sie sprach diesen Namen so zärtlich und mit einer derart liebevollen Anteilnahme aus, dass er sich kaum vorstellen konnte, dass es das gleiche Individuum betraf, das für ihn den Inbegriff des Verachtenswerten bedeutete.

Ein neu eintretender Gast unterbrach die Unterhaltung. Lioba erkannte ihn als den Vater der Serviertochter. Ein verhutzelter Alter mit kurzen grauen Locken, einem verkniffenen roten Gesicht und stechenden grün-blauen Augen. Seine offizielle Tätigkeit bestand darin, in den Gaststätten, vor allem der Altstadt, und vorzüglich den weniger gut beleumdeten, Blumen zum Verkauf anzubieten. Nebenbei beschäftigte er sich mit Vermittlungen und Auskünften diskreter Natur, die ihm, wenigstens früher, mehr als sein Blumenhandel eingebracht hatten. Am besten hatte sein Geschäft zu

der Zeit floriert, als er ausser den Blumen seine eigene Tochter anzubieten hatte. Er konnte es nie ganz verschmerzen, dass sie ihm entwachsen war. Da ihm aber Klara seine unväterliche Handlungsweise längst verziehen hatte, zeigte er ihr seine Anhänglichkeit in der Weise, dass er täglich zwischen seinen Gängen ein- bis zweimal in den « Harnisch » kam, um sich und seine Blumen zu restaurieren. Es wurden bei diesen Besuchen, und auch jetzt, keine Worte gewechselt. Der Alte setzte sich in eine Ecke, trank ein grosses Bier auf Kosten seiner Tochter, entfernte einige Dornen von den Rosenstielen, machte sich an den Knospen zu schaffen, die ihm noch etwas zu wenig geöffnet waren und entfernte ein paar Blätter, die einen zu verwelkten Eindruck erweckten.

Als der Graukopf grusslos, nur mit einem giftigen Seitenblick auf Lioba, das Lokal verlassen hatte, nahm Klara die Unterhaltung von sich aus wieder auf. « Der arme Berkel », seufzte sie. « Es muss einem leid tun, dass gerade er mit solchen Geldsachen zu tun hat, er, dem es, wie er selber sagt, schon schlecht wird, wenn er nur von Geld reden hört. Aber das Traurigste ist, dass ich ihm dieses Mal nicht mehr helfen kann. »

Die Serviertochter Klara war ein haushälterisches Mädchen. Sie hatte Jahre lang fast den ganzen Betrag ihres Lohnes und ihrer Trinkgelder auf ein Sparbüchlein eintragen lassen, welches ihr erster Liebhaber für sie auf der Kantonalbank eröffnet hat. Ein alter Herr, dem der Vater die Sechzehnjährige zuhielt. Ein vorsichtiger Herr : Der Vater musste ihm seiner Zeit Klärlis Geburtsschein vorweisen, damit er selbst nachprüfen konnte, ob er sich bei diesem Abenteuer nicht in Dinge einliess, durch die er mit dem Gesetze in Konflikt kam. Er hatte die Vorsicht aber auch auf das ihm anvertraute Mädchen ausgedehnt. Die gleiche Summe, die er dem Vater als Entschädigung ausbezahlte, liess er jeweilen auch dem Sparbüchlein der kleinen Klara zukommen, das er selbst in der Hand behielt. Beim friedlichen Abbruch der Beziehungen hatte er dann das Heft Klara mit väterlichen Mahnungen zur Vorsicht überreicht, die eines Seelsorgers und Amtsvormundes würdig gewesen wären.

Die Einlagen waren vor zirka zwei Jahren auf die ansehnliche Höhe von sieben Tausend zweihundert Franken angewachsen. Der Betrag schien Klara gross genug, um sich nun jeden Monat etwas zur zukünftigen Aussteuer anzuschaffen. Zwölf Dessertlöffelchen, zwei Tortenschaufeln, eine gerippte, silberne Zuckerzange, 1 Liqueurservice und eine Hors-d'œuvre-Platte hatte sie sich bereits erworben, als Berkel in ihr Leben trat. In der ersten Zeit begnügte sich Berkel mit den Summen, die Klara bisher für ihre monatlichen Anschaffungen verwendete. Bald aber genügten diese nicht mehr, und es zeigte sich wieder einmal, dass die Sicherheit einer Kapitalanlage nicht nur von der Güte dieser Kapitalanlage abhängt, sondern auch von der Sicherheit ihres Besitzers. Es war Berkel mühelos gelungen, dem Mädchen in anderthalb Jahren die Ersparnisse von sechzehn sparsamen Jahren abzunehmen. « Das Traurigste ist, dass ich ihn gerade jetzt im Stich lassen muss, wo er das Geld am nötigsten braucht, und wo er mir gezeigt hat, wie ernst er es meint. Stellen Sie sich die Überwindung vor, die es Berkel kostete, mir zu sagen, dass er die sechshundert Franken seiner Zimmervermieterin schuldig ist. »

Lioba gestand, noch nicht im Bilde zu sein.

« Sie heisst Frau Knell. Sie hat ihn absichtlich in diese Lage gebracht. Monatelang wies sie ihm keine Rechnung vor, wenn er nur nett zu ihr war. Er hat es nur getan, weil sie ihm leid tat, und jetzt, nachdem er gemerkt hat, was für eine sie ist und er sich einfach dazu nicht mehr hergeben will, schon wegen mir, und weil er jetzt seine ganze Kraft für das Examen aufwenden muss, will

sie, um sich zu rächen, die sechshundert Franken einkassieren und droht ihm noch, ihn beim Rektorat zu verklagen.»

Klara schluchzte, vergrub den Kopf in das Körbchen und benetzte die ungeflickten Socken Berkels mit ihren Tränen.

«Ich rechne es ihm hoch an, dass er so offen zu mir war, aber helfen kann ich ihm nicht.»

Lioba wäre, wenn es sich um einen andern Mann als Berkel gehandelt hätte, am liebsten selbst mit den sechshundert Franken eingesprungen. Aber das verboten schon seine finanziellen Verhältnisse. Und mit Worten allein wagte er hier nicht zu trösten. Mit einem stummen Händedruck überliess er die arme Klara ihrer Not.

Zu Hause fand Lioba eine Karte vor. Sie lag nicht wie andere Postsachen einfach da, sondern Frau Schüepp hatte sie auf dem Untergrund eines neuen roten Löschblattes am Rücken zweier Bücher aufgerichtet und, damit sie ja nicht herabrutschen konnte, erst noch ein Kaktustöpfchen vor die Karte gestellt. Die Ansichtskarte musste auf seine Pensionshalterin grossen Eindruck gemacht haben, und Lioba begriff das. Sie stellte einen Sonnenuntergang auf dem Rigi dar. Der Postkartenfabrikant hatte an leuchtenden Farben nicht gespart und zum Überfluss auf dem linken Drittel der Karte das Bild einer elegisch gestimmten, jungen Dame einkopiert, die den Beschauer aus grossen Augen mit stummem Vorwurf und zärtlicher Verheissung ansah. Unter dem Bilde standen in Goldschrift die beiden Zeilen:

Mein Herz schlägt warm in kalter Nacht,
Wenn ich ans ferne Lieb gedacht.

Die Rückseite enthielt den folgenden Text:

Rigi-Staffel, den 12. Juni.

Es ist so weit.

Herzlich
Margrit, Charlie und Marteli.

Lioba schloss daraus richtig, dass nun seine Mündel-Mutter zu einem Mann und sein Mündel-Kind zu einem Vater gekommen sei. Er ahnte nicht, dass jemand anders aus der gleichen Karte ganz andere Schlüsse gezogen hatte.

* * *

Fräulein Ravussin hielt sich im allgemeinen an das Prinzip, der Sünde gegenüber streng, gegen den Sünder aber nachsichtig zu sein. Sie bedauerte es eigentlich schon lang, dass sie ihrem Neffen Lioba damals, als sie zufällig Kenntnis von seinem unehelichen Kind erhielt, so scharf begegnet war und alle seine Erklärungen abgeschnitten hatte. Die Nachricht war für sie eben zu überraschend gekommen und dazu noch am Heiligen Abend. Wenn sie von August das gleiche erfahren hätte, so wäre das schliesslich eher zu fassen gewesen. Man weiss ja, dass ein flotter, reisender Kaufmann allerlei Versuchungen ausgesetzt ist, aber Jean! Ein Privatdozent für Philosophie hat einfach keine unehelichen Kinder.

Sie war vielleicht etwas schroff gewesen, zugegeben; aber schliesslich hätte er wissen dürfen, dass sie ihm mit offenen Armen entgegengekommen wäre, wenn er sie, nachdem ihre erste Empörung verraucht war, ins Vertrauen gezogen hätte. Aber stolz wie die Jugend heute ist, musste wohl sie den ersten Schritt zur Versöhnung tun. An Lioba selbst wollte sie sich zunächst nicht wenden, das verdiente er nicht. Sie würde vorerst das kleine Kind ohne Wissen des Vaters in ihre Fürsorge einschliessen. Zu diesem Zwecke brauchte sie aber noch verschiedene Auskünfte, die ihr am besten die Pensionsmutter Liobas verschaffen konnte. An einem Nachmittag und zu einer Stunde, in der sie wusste, dass ihr Neffe Lioba in der Universität droben sein musste, suchte sie Frau Schüepp auf. Frau Schüepp empfing alle bessern Damen gesetzten Alters mit Misstrauen, weil sie in ihnen Verkäuferinnen von Staubsaugern oder von Werken der internationalen Traktatgesellschaft vermutete. Aber sobald sich Fräulein Ravussin als Tante Liobas vor-

gestellt hatte, wurde sie von Frau Schüepp auf das herzlichste willkommen geheissen und direkt in die Küche geleitet.

« Ich könnte Sie auch in das Schlafzimmer führen. Ich habe nämlich, seit die Zeiten schlecht sind, ein eigenes Schlafzimmer. Es steht jetzt ja doch immer mindestens ein Zimmer frei. In den guten Jahren habe ich natürlich im Badzimmer geschlafen. Auf meinem Patent-Feldbett. Aber in der Küche fühlen wir uns doch beide am wohlsten. Ein Schlafzimmer ist immer etwas steif. »

Das zarte, korrekte Fräulein Ravussin war zu befangen, um gleich zur Sache zu kommen. Frau Schüepp sprang ihr bei.

« Ich weiss schon, weshalb Sie gekommen sind, Fräulein Ravussin. Wir sind schliesslich beide Mütter, das heisst wir beide sind natürlich keine Mütter, aber wir fühlen uns Mutter, was die Hauptsache ist, denn auf das Herz kommt es an. Ihr Neffe ist ein lieber Mensch. Nein. Nein. Das lasse ich mir nicht nehmen. Er ist ein lieber Mensch, und wenn er zehnmal gefallen wäre. Die Hauptschuld hat immer der Vater, da bin ich ganz Ihrer Meinung. Aber dabei gewesen muss die Mutter doch sein, das müssen selbst Sie zugeben. Es heisst ja, einmal ist keinmal, aber jetzt, wo das zweite Kind da ist, sage ich mir, es muss auch an der Mutter fehlen. »

« Was für ein zweites Kind? » fragte Fräulein Ravussin bewildert.

« So, hat er es Ihnen wieder nicht gesagt? Das ist es ja, und das ist es, was ich immer wieder sage, d. h. ich sage es niemandem, nur zu mir selbst, er ist heimlifeiss, der Herr Doktor, heimlifeiss wie kein Zweiter. »

Fräulein Ravussin schüttelte unwillig den Kopf, das war unmöglich, das konnte nicht sein. Ihr Neffe Jean zwei Kinder! Das war Unsinn. Unsinn wie alles, was ihr diese Frau hier vorschwatzte.

Frau Schüepp fühlte die Zweifel, die Fräulein Ravussin aufstiegen.

« Es ist schon so », sagte sie, « da gibt es nichts zu murren, leider, leider. »

Sie verschwand und holte als Beweisstück die Karte, die am Tage zuvor Lioba bewundert hatte.

« Hier steht es, schwarz auf weiss », rief sie triumphierend. «Es ist so weit: Herzlich, Margrit, Charlie und Marteli. Lesen Sie es nur selbst. Charlie und Marteli. Die Margrit ist nämlich die Mutter, Fräulein Winkler. Sie ist schon hier gewesen. »

Fräulein Ravussin betrachtete die Karte mit gerunzelter Stirn. Frau Schüepp las in dem Gesicht ihrer Besucherin einen Vorwurf, dem sie zuvorkommen wollte.

« Ich bin eine diskrete Person, niemand ist diskreter als ich. Ich habe noch nie einem Pensionär einen Brief geöffnet. Ich lese sie immer erst später. Aber dass man offene Karten liest, dazu ist man anstandshalber verpflichtet. Schon nur um zu zeigen, dass man sich für seine Mieter interessiert. »

Fräulein Ravussin schüttelte immer noch den Kopf. Unsinn. Unsinn. Sie glaubte keinen Augenblick an das zweite Kind. Hingegen zweifelte sie nun ernstlich an der Existenz des ersten. Das heisst, schon war sie fest überzeugt, dass auch dieses nur in der Phantasie der Pensionsinhaberin existierte. Wie hatte sie nur je etwas auf die Aussage dieser Frau Schüepp geben können! Es war unbegreiflich.

Frau Schüepp atmete schwer. Sie war eben daran, die beleidigenden Zweifel von Fräulein Ravussin gebührend zurückzuweisen, als es zweimal läutete.

«Die Post», rief sie aufgeregt und stürzte hinaus. Fräulein Ravussin hörte, wie Frau Schüepp im Gang mit einem Pösteler verhandelte. Dann sah sie Frau Schüepp wieder zurückkommen, aber es war eine andere Frau Schüepp, eine Königin. Wortlos streckte sie Fräulein Ravussin ein gelbes Kuvert entgegen, das die Aufschrift trug:

« *Städtische Amtsvormundschaft.* »

« Was sagen Sie jetzt? » fragte Frau Schüepp.

Fräulein Ravussin sagte gar nichts, sondern riss das Kuvert heftig auf.

Frau Schüepp entfuhr ein Schrei. « Darauf steht Zuchthaus », hauchte sie. « Geben Sie mir es schriftlich, dass Sie es gewesen sind. »

Aber Fräulein Ravussin kümmerte sich nicht um Frau Schüepp. Sie durchflog das amtliche Schreiben, das die Mitteilung enthielt, dass der gewesenen Margrit Winkler, jetzt Margrit Kohler, Ehefrau des Charlie Kohler, Metzger, von Hüntwangen, Kanton Zürich, auf eigenes Ansuchen die Vormundschaft über ihr Kind, Marta Winkler, geboren am 12. Mai 1932, von Russikon, Kanton Zürich, übertragen worden sei.

Nachdem sie das Schreiben eingesehen hatte, übergab sie es Frau Schüepp, die erst nach einer guten Weile Worte fand.

« Es ist, wenn man es richtig betrachtet », murmelte sie, « nur seine eigene Schuld, wenn unsereiner notgedrungen auf einen falschen Verdacht gestossen ist. Warum hat mir der Herr Doktor seinerzeit seinen ersten Brief, wo er Vormund geworden ist, nicht gezeigt, oder ihn wenigstens liegen lassen, wie es in einem anständigen Verhältnis üblich und bräuchlich ist ! Es ist nur die gerechte Strafe dafür, dass mich Herr Lioba nicht in das Vertrauen gezogen hat. Und eine Lehre, dass man mit den heiligen Gefühlen einer Person, die seine Mutter sein könnte, nicht sein Spiel treibt. »

Fräulein Ravussin hörte nicht zu. Sie erinnerte sich zu ihrem Schrecken, dass sie das falsche Gerücht von dem unehelichen Kind ihres Neffen nicht nur selbst geglaubt, sondern an Frau Rappold weitergegeben hatte. Sie musste diesen unverzeihlichen Fehler unverzüglich wieder gut zu machen suchen. Sie eilte zur Tür, aber Frau Schüepp hielt sie auf.

« Was mach' ich jetzt mit diesem offenen Brief ? »

« Legen Sie ihn, wie er ist, meinem Neffen offen auf das Pult ! »

« Wird ihm das nicht auffallen? »

« Gar nichts fällt ihm auf, und wenn ihm etwas auffällt, so sagen Sie ihm, ein Herr habe den Bogen persönlich für ihn abgegeben. »

« Ob er das glaubt? »

« Ein Mensch wie Jean glaubt alles. »

* * *

Josef Berkel sass im Erfrischungsrondell der Universität. Er hatte ein Tischchen belegt, von welchem aus er den Eingang zur Hochschule überblicken konnte. Vor ihm stand ein Milchglas und ein Teller mit Resten des Streuzukkers von drei Pfannkuchen, die er eben verschlungen hatte. Der andere Teil des fettgetränkten Zuckers klebte ihm noch an Kinn und Nase. Das übergeschlagene Bein wippte ungeduldig. Mit verkniffenen Lippen und hochgeschlagenen Brauen konsultierte er die Uhr. Fünf Minuten nach drei. Wenn Miggi diesen Augenblick nicht kam, dann war es für ihn zu spät. Zehn Minuten braucht er für seine Unterredung. Um 3.15 Uhr begann Miggis Kolleg. Nach der Vorlesung wollte er Miggi nicht sprechen. Sie hatte dann zuviel Zeit, und er müsste seine Erklärungen ausführlicher gestalten, als ihm günstig schien. Lieber verschob er die Angelegenheit um einen Tag.

Aber da war ja die Miggi! Strahlend kam sie auf ihn zu. Berkel erhob sich nur langsam. Als ihm Miggi die Hand zum Grusse bot, zog er sie zur Seite.

« Ich muss Dich sprechen. » Er ging mit ihr noch einige Schritte in die weniger belebte Gegend des Wandelganges, wo sich das Universitätssekretariat befindet. Dann setzt er sich auf das Gesimse. Miggi blieb vor ihm stehen.

« Ich brauche Geld. »

Das war für Miggi nichts Neues. Berkel brauchte immer Geld. Sie hatte ihm bei jeder zweiten Begegnung so nebenbei fünf, zehn, zwanzig Franken und auch schon mehr gepumpt. Was sie erstaunte, war nur die Feierlichkeit der Mitteilung. Berkel war sonst gar nicht so. Er verachtete das Geld, und es war ihm, und natürlich auch ihr, eine Selbstverständlichkeit, dass sich gute Kameraden mit

solchen Kleinigkeiten aushalfen, wo und wann sie konnten.

Berkel hatte eigentlich vorgehabt, nur die 600 Franken zu verlangen, die er haben musste. Im letzten Augenblick entschloss er sich, 800 Franken zu fordern. Einmal aus Prinzip. Dann aber auch aus der Erwägung heraus, dass Miggi markten könnte. Miggi dachte gar nicht daran, zu markten. Wenn Berkel 800 Franken verlangte, so brauchte er eben 800 Franken. Etwas anderes kam ihr nicht in den Sinn. Nur besass sie keine 800 Franken, und das sagte sie ihm.

« Du musst mir aushelfen, Miggi, unbedingt, es ist nicht für mich. Meine Schwester ist sechs Monate krank gewesen, und auf der Bank, bei der sie angestellt war, haben sie ihr gekündigt. Die Hunde! Jetzt kann sie ihre Rechnungen nicht bezahlen, und die Zimmervermieterin droht, sie herauszuwerfen. Ich muss ihr beispringen. Ehrensache! »

Miggi musste in die Vorlesung. Es blieb ihr, auch wenn sie Lust dazu gehabt hätte, was nicht zutraf, keine Zeit, nach weitern Einzelheiten zu fragen. Sie zweifelte daran, dass ihr Vater so ohne weiteres mit 800 Franken herausrückte, ohne dass sie sagen konnte, wofür sie dieselben wollte. Aber anderseits brauchte Berkel das Geld. Also musste sie es ihm beschaffen. Und sie versprach ihm die Summe auf den folgenden Tag.

Während Berkel gemächlich die Rämistrasse hinunterschlenderte, sass in der Vorlesung des Herrn Professor Büchner, der über das Thema « Hauptprobleme der Weltwirtschaft » sprach, ein junges Mädchen in tiefen Gedanken. Berkel hatte ihr bis heute noch nie etwas vom Vorhandensein einer Schwester erzählt. War es nicht merkwürdig, wie wenig sie vom Herkommen und Leben ihres Freundes wusste?

* * *

Miggi hätte ihren Vater gern noch am gleichen Abend gesprochen, um die unangenehme Sache möglichst rasch hinter sich zu haben. Aber Herr Rappold war zum Nachtessen nicht nach Hause gekommen. Ihn beim Frühstück abzufangen hatte keinen Sinn. Er hätte ihr kaum zugehört. Als der Vater nach dem Mittagessen mit der Zeitung ins Herrenzimmer verschwand, hielt sie den Augenblick für gekommen. Es war die letzte Chance.

Sie hatte versprochen, heute abend um sechs Uhr Berkel am Bellevueplatz zu treffen, um ihm das Geld zu geben. Sie musste ihr Wort halten.

Herr Rappold war sehr erstaunt, von seiner Tochter bei der Zeitungslektüre gestört zu werden. Das ging gegen alle Tradition. Er legte die kaum angebrannte Zigarre auf den Aschenbecher.

« Ich brauche 800 Franken, Vater », kündigte Miggi an. Sie fühlte sich unsicher, deshalb kamen die Worte etwas bestimmter und vor allem barscher heraus, als in ihrer Absicht lag.

« 800 Franken. Warum nicht 1000, 2000 Franken », fragte Herr Rappold; er betrachtete seine Tochter mit spöttischem Wohlgefallen. Es missfiel ihm durchaus nicht, Miggi einmal als Bittstellerin vor sich zu sehen. Es kam selten genug vor. Und wie wenig ihr diese Rolle gefiel, fühlte er auch.

« 800 Franken! Geld ist doch nur Luft, Miggi, nicht wahr? Man hat es, fertig! Darin bist Du ja mit Deiner Mutter gleicher Meinung! »

Herr Rappold war gewillt, seine günstige Position nach Vermögen auszukosten.

« Darf ich vielleicht fragen, w o z u Du die 800 Franken brauchst? »

« Nein. »

Herr Rappold hätte nur zu gern mit sich reden lassen, aber wenn Miggi glaubte, ihn so behandeln zu können, dann täuschte sie sich. Seine gute Laune war verflogen. Er nahm die Zigarre an sich und stand auf. Seine Stirn bewölkte sich drohend. Der ganze Grimm, der sich bei ihm im Laufe des letzten halben Jahres über das unnahbare und zweifellos

auch unqualifizierte Verhalten seiner Tochter aufgestapelt hatte, brach los.

Während Herr Rappold tobte und Miggi die fürchterlichsten Verdächtigungen an den Kopf warf, betrachtete ihn seine Tochter aufmerksam. Zum erstenmal seit vielen Jahren. Wie ein Raubtier kam er ihr vor, aber wie ein schönes Raubtier. Sie erinnerte sich daran, wie sehr sie sich als Kind jedesmal darauf gefreut hatte, wenn er von einer seiner vielen, langen Reisen zurückkam. Aber auch an die Erlösung erinnerte sie sich, die sie empfunden hatte, wenn er wieder verreiste. Wie stolz war sie auf ihren Vater gewesen, aber wie hatte sie die Selbstverständlichkeit gekränkt, mit der er sich zu Hause als unbeschränkter Herr und Meister fühlte. Zärtlich war ihm ihr Herz zugeflogen, wenn er sich ernstlich mit ihr beschäftigt hatte, aber es war selten genug vorgekommen. Warum hatte es ihr Vater nie fertig gebracht, seine Ferien mit ihr und der Mutter zu verbringen? Sie wusste nicht, was sie tiefer verletzt hatte, seine Selbstsicherheit, das Wichtignehmen seiner Leiblichkeit, seines Essens und Trinkens, seiner autoritären Meinungen, seine Verachtung alles Geistigen – oder die Missachtung ihrer Mutter. Der Hass, den sie damals gegen ihren Vater empfunden hatte, als sie aus Andeutungen der Dienstboten und der stumpfen Resignation der Mutter erfahren hatte, dass es ihr Vater mit der ehelichen Treue durchaus nicht genau nahm, dieser Hass klang heute noch in ihr nach. Es wurde ihr jetzt zum erstenmal klar, warum sie sich eigentlich zum Studium entschlossen hatte. Natürlich, aus Widerspruch gegen die Verachtung ihres Vaters studierten Frauen gegenüber. Und sie begriff jetzt auch, weshalb sie gerade auf das Studium der Nationalökonomie gefallen war: aus Protest gegen die schöngeistigen Neigungen der Mutter. Sie bedauerte ihre Mutter. Sie tat ihr leid. Aber diesen Vater da, der vor ihr herumtobte und sie mit Verwünschungen überschüttete, ihn liebte sie, und in ihm sah sie im Grunde genommen doch das zuverlässige Fundament der Familie.

Herr Rappold hatte seinen Zorn ausgeladen. Solang er richtig im Zuge gewesen war, fiel es ihm nicht auf, dass seine Tochter die Auseinandersetzung ganz ihm überliess. Aber jetzt, wo ihm der Stoff auszugehen begann, erwartete er eine Entgegnung. Er hielt mit seiner Rede inne und blickte Miggi herausfordernd an.

« Und jetzt, gibst Du mir das Geld? »

« Nein. »

« Dann eben nicht. »

Miggi durfte keine Zeit verlieren. Sie ging zur Mutter, die im Schlafzimmer ihre nachmittägliche Migräne pflegte.

« Ich brauche 800 Franken. »

Die Stimme tönte diesmal weniger bestimmt. Das liebende Herz der Mutter spürte darin sogar ein leises Zittern. Frau Rappold richtete sich auf. Miggi musste besondere Gründe haben, um gerade sie um diese Summe zu bitten. Klang ihre Bitte nicht fast wie ein Notschrei, wie der Hilferuf eines jungen Menschenherzens, das sich in dunkle Verwicklungen verstrickt hatte, aus denen es keinen Ausweg mehr wusste? Nein. Sie durfte jetzt nicht fragen. Sie stand auf, öffnete eine Schatulle, entnahm ihr acht Hundertfrankenscheine und drückte sie Miggi in die Hand. Frau Rappold sagte kein Wort, aber sie hoffte dumpf, sich für die Zukunft mit diesen 800 Franken einen Weg zum Vertrauen der Tochter gebahnt zu haben. Sie würde zu ihr kommen, früher oder später, heute oder morgen, und ihr das kummerbeladene Herz ausschütten.

* * *

Miggi war es mit ihren 800 Franken nicht wohl zu Mute. Sie waren erschlichen, sogar schmählich erschlichen. Die Mutter hatte die Herausgabe des Geldes, ohne es auszusprechen, an eine Bedingung geknüpft, die sie weder erfüllen konnte, noch wollte. War es nicht allzu billig, mit erschlichenem Gelde die Wohltäterin zu spielen? Sie hätte die 800 Franken am liebsten sofort an Berkel weiter-

gegeben. Es war zwar erst drei Uhr, aber zu Hause hielt sie es nicht mehr aus. Sie ging, um Zeit zu verlieren, zu Fuss zur Universität, obschon sie dort zu dieser Tageszeit heute nichts zu suchen hatte. Sie stöberte im Lesesaal unlustig in einigen Zeitungen und Zeitschriften herum. Der Lesesaal war ausgestorben. Vielleicht würde sie in der Stadt auf irgendeinen bekannten Menschen stossen. Trotz der schwülen Hitze legte sie zweimal den Weg vom Central über die Bahnhofstrasse zum Bellevue und vom Bellevue über den Limmatquai zum Central zurück. Bei der dritten Runde entdeckte sie Berkel. Rufen konnte sie ihn nicht, dazu war er zu weit weg. Ausserdem war er in der Begleitung einer Dame, einer sonderbaren Dame mit einer knallroten Tasche und einem herausfordernden Hütchen von eben derselben Farbe. Und jetzt schwenkte er mit ihr in die Bellevue Bar. Miggi hatte von Berkel nicht nur gelernt, das Geld zu verachten. Dies war ihr leicht gefallen, da Berkels Ansichten ihrer eigenen Neigung entsprachen. Er hatte sie auch gelehrt, sich über gewisse andere spiessbürgerliche Vorurteile lustig zu machen. Warum sollte Berkel mit dieser Dame nicht eine Bar besuchen dürfen, oder sollte er etwa den ganzen Tag bei seiner kranken Schwester sitzen? Wie müsste Berkel sie verachten, wenn er ihre Gefühle kennen würde! Sie machte sich Vorwürfe. Aber die Sache wollte ihr trotz allem nicht gefallen.

Punkt 6 Uhr stand sie unter der Uhr am Bellevueplatz. Berkel liess nicht lang auf sich warten. Er war in Eile. Er komme von seiner Schwester und müsse gleich wieder zu ihr zurück. Sie sei in einer furchtbaren Aufregung. Miggi hatte ihn nicht gefragt, woher er komme. Warum musste er sie belügen? Sie zog die Noten aus ihrem Handtäschchen und gab sie Berkel. Dieser nahm sie und schob dieselben, ohne sie auch nur nachgezählt zu haben, formlos in die äussere Rocktasche.

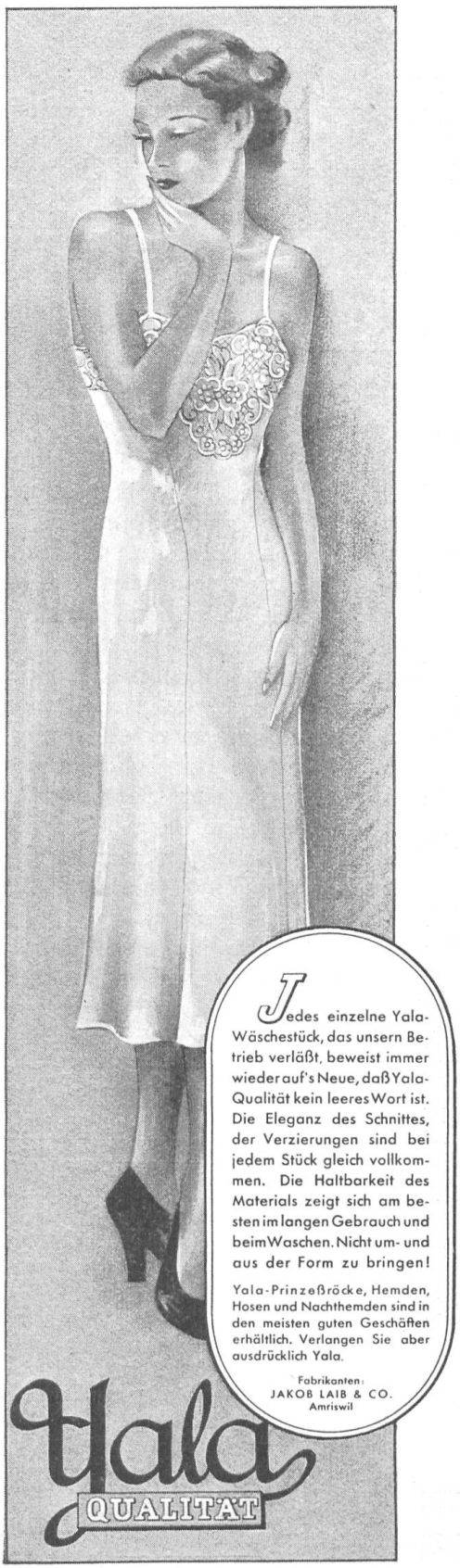
« Wie Luft » fuhr es Miggi, als Tochter ihres Vaters, durch den Kopf.

Sie hatte keine Eile, nach Hause zu kommen. Aber ewig konnte sie auch nicht hier stehen bleiben. Sie schickte sich an, den Platz zu überqueren. Da sah sie plötzlich, keine drei Schritte entfernt, Lioba. Er wurde blutrot, als er sie erkannte. Er strahlte mit dem ganzen Gesicht und kam mit offenen Armen auf sie zu. Dann aber nickte er nur und ging, ohne ihr die Hand zu geben, vorüber. Miggi folgte Jean, der gebückt und unglücklich mit zögernden Schritten dem Tonhalleareal entlang steuerte, mit verständnislosen Augen. Weshalb lief Lioba davon? Sie hätte gern einige Worte mit ihm gewechselt. Sie war ihm längst nicht mehr böse, dass er ihr damals am Maskenball ungerufen Moral gepaukt hatte. Seine Absicht war sicher gut gewesen. Obschon ein Mann, der, wie sie von ihrer Mutter wusste, uneheliche Kinder

FALTBOOTE

führen Sie zerlegt im Rucksack mit sich. Sie kosten nicht mehr als ein guter Anzug. Mit Wandern auf Flüssen und Seen verbringen Sie Ihre Sonntage und Ferien gesund, billig und reizvoll. Wir liefern nur direkt, nicht durch Detailgeschäfte. Verlangen Sie, bitte, heute noch den kostenlosen, reichillustrierten Katalog Nr. F, und besichtigen Sie unverbindlich unsere ständige Faltboot-, Zelt- und Kleppermantel-Ausstellung.

A.G. für Klepper-Sporterzeugnisse Zürich, Uraniastrasse 25/1, 5 Min. vom Hauptbahnhof



hatte und ein Doppelleben führte, mit dem Predigen etwas vorsichtig sein sollte. Sie hatte eigentlich immer eine gewisse Sympathie für ihn empfunden. Sein einziger Fehler war eigentlich der, dass er im Haus ihrer Eltern verkehrte und die Mutter für ihn schwärmte. Die Schwärme der Mutter waren Miggi noch unausstehlicher als die Geschäftsfreunde des Vaters. Er kam jetzt weniger. Sie hatte ihn schon die längste Zeit nicht mehr gesehen. Und die Mutter hatte dieses Semester seine Vorlesung nicht mehr belegt. Was war da vorgefallen? Er machte einen unglücklichen Eindruck. Er tat ihr leid, und sie freute sich, Lioba Berkel gegenüber immer verteidigt zu haben. Er war bestimmt ein netter Mensch und ein anständiger Charakter. Auch wenn es zutraf, dass er, wie Berkel behauptete, in anrüchigen Pinten verkehrte, mit einer Kellnerin ein Verhältnis unterhielt und trank.

* * *

Ein Dürstender, der nach einer langen Wüstenwanderung unvermutet auf eine frische Quelle stösst, nur um nach einem kurzen Augenblick der Freude einsehen zu müssen, dass es ihm nicht vergönnt ist, sich an ihr zu erquicken, wird noch durstiger und hoffnungsloser davonschleichen, als er gekommen ist. Genau so hatte auf Jean Lioba die kurze Begegnung mit Miggi gewirkt. Die kurze Strecke vom Bellevueplatz nach Hause dünkte ihn eine Ewigkeit. Er legte sich auf das Bett, um seinen düstern Gedanken nachzuhängen. Aber ein ungewohntes Ticken lenkte ihn ab. Er richtete sich wieder auf und entdeckte über seinem Schreibtisch die grosse weisse Küchenuhr. Seine Stimmung trug nichts dazu bei, diesen neuen Einfall seiner Pensionshalterin gut aufzunehmen. Aber da stand sie schon vor ihm.

« Sie dürfen sie behalten », flüsterte Frau Schüepp.

« Ich will sie nicht behalten », wehrte sich Lioba erregt.

« Pst », machte Frau Schüepp und legte ihm den aufgerichteten Zeigefinger auf den Mund. « Er schläft. Ich musste die Uhr weghängen, sie könnte ihn sonst an die Geschichte mit dem Regulator erinnern, und es ist nicht meine Art, in alten Wunden zu grübeln. »

« Wer schläft? »

« Mein Mannli », und sie fasste Lioba unter den Arm und führte ihn auf den Zehenspitzen in die Küche.

Auf einem Feldbett lag mit abgefransten Hosen ein abgezehrtes Mannli in tiefem Schlafe. Sein graues Gesicht war verwüstet und gerunzelt wie ein überständiger Apfel im Mai. Der Küchentisch stand neben das Bett gerückt und war mit einem weissen Tuche bedeckt. Zwei Teller standen darauf. Der eine enthielt ein Wädli, der andere war bis an den Rand mit Brei gefüllt, bestreut mit Vanille-Zucker. Und eine Flasche Bier stand auch dabei.

« Das soll er gleich sehen, wenn er aus seinem Räuschli erwacht. Es ist ein Zeichen der Versöhnung. Bevor er mir fortlief, wollte ich es ihm nie zusammengeben. Ich sagte mir, zu Wädli passt nur Sauerkraut und etwa noch Kartoffeln. Und zu Griesbrei passt überhaupt nichts. Aber er hat es so besonders gern, Wädli und Griesbrei. Er war es als Kind so gewohnt. Wissen Sie, wie ich ihn gefunden habe? Ich gehe beim Bellevue vorbei, und da liegt er wahrhaftig auf einem Bänkli. Ich habe meinen Augen nicht getraut. Ist er es, oder ist er es nicht? Es ist unglaublich, wie ein Mensch sich verändert, wenn man ihn zehn Jahre lang nicht gesehen hat. Aber er ist immer noch ein hübscher Mensch, das müssen Sie selber sagen, wenn Sie aufrichtig sind. Ich gehe also näher hin, und wahrhaftig, er war es. Er hat noch meinen Ring getragen. Nicht den Ehering natürlich, das kann man von einem Manne, wenn er solang fort gewesen ist, nicht verlangen. Aber den Silberring mit dem Totenkopf, den ich ihm als

Freundschaftsring geschenkt habe. Das hat mir einen Stich gegeben. Es ist der Beweis, dass er im Kern doch ein Goldmensch ist und anhänglich, wenn man ihn nur recht versteht. Die Taxichauffeure, die dort sind, haben mich natürlich ausgelacht und gemeint, wenn das mein Alter sei, so könnten sie mir nicht gratulieren, der gehöre eher ins Bett, und zwar so schnell als möglich. Ich habe den Zweien gesagt, sie sollen ihn jetzt lieber aufheben und in einen Taxi tragen, das andere sei dann meine Sache. Die Beiden haben ihn an den Beinen genommen, jeder an einem Bein, ich aber am Kopf. Es ist ein eigenes Gefühl, wenn man so einen Kopf nach zehn Jahren wieder einmal richtig in den Händen hat. Das Augenwasser ist mir gekommen, als ihm der Hut herunterfiel und ich gesehen habe, dass er ganz grau geworden ist, katzgrau. Und dabei hatte er, als er fortging, Haare schwarz wie der Teufel. Ich sagte mir, man sieht, eine Frau ist doch zu etwas gut. »

Zärtlich hingen ihre Augen an dem Häuflein Elend, das auf dem Feldbett lag.

« Ich bin froh, dass mein Mannli wieder da ist. Wenn er schon immer noch trinkt. Der Mensch muss einen Menschen haben, dem er ein Beispiel sein kann, sonst kommt er selbst noch ganz auf den Hund. Jetzt, wo ich den Franz zurück habe, geht es sicher auch mit der Pension wieder aufwärts. Und es hat mir schon Glück gebracht. Heute Vormittag hat ein Herr das Balkonzimmer angesehen. Er ist wieder gekommen – es sind noch keine zehn Minuten her – und hat gemietet. Hundert Franken hat er im voraus bezahlt. Er ist Student. Er heisst Berkel. »

Fortsetzung in der nächsten Nummer.

Sorglos sonnen

und sich bräunen lassen, in Luft und Sonne baden, das können Sie, wenn Sie sich vorher gründlich mit Nivea-Creme oder Nivea-Öl eingerieben haben. Denn Nivea vermindert die Gefahr des Sonnenbrandes und gibt Ihnen wundervoll bronzene Hauttönung, so daß Sie alle Welt beneiden wird um Ihr gesundes und sportlich frisches Aussehen.

Darum:

Mit NIVEA in Luft und Sonne

Nivea-Creme: Fr. o.50 bis 2.40
Nivea-Öl: Fr. 1.75 und Fr. 2.75
Schweizer Fabrikat / Pilot A.-G., Basel

632